

war das erste Mal überhaupt, dass ich Europa verließ. Zum Glück half mir Bea, den monströsen Sonnenbrand, den ich mir gleich am ersten Tag holte, mit Make-up zu kaschieren, sodass man ihn auf den Hochzeitsfotos, die Jaspers cooler Fotografenfreund machte, kaum sieht. Ein Jahr ist das jetzt her.

Inzwischen wohnt sie in einer Gegend namens Park Slope in Brooklyn, in einem sogenannten *Brownstone*. Die Ecke muss total in sein, denn allein in ihrer Straße wohnen Tom Hanks und drei berühmte Schriftsteller. Und seit Kurzem arbeitet sie sogar wieder als Goldschmiedin, in einem Laden, in dem Hollywoodstars ihre Verlobungsringe bestellen. Vor ein paar Monaten kam sogar James Franco vorbei und hat sich umgesehen – und das, obwohl er Single ist. So cool ist der Laden.

»Ach, Fanny«, sagt Bea, als wir uns wieder beruhigt haben. »Du musst echt zusehen, dass du langsam mal wegkommst aus deinem Dörfchen.«

»Ach ja?«

Das versetzt mir einen Stich. Seit Bea weg ist, redet sie ständig davon, wie toll und befreiend es sei, ein neues Leben anzufangen.

»Ja, Fanny«, sagt sie mit abgeklärter Miene.

»Danke für den Tipp«, sage ich zynisch.

»Ich meine es ernst, Fanny. Wenn du immer nur rumsitzt und wartest, dass von alleine etwas passiert, passiert am Ende womöglich gar nichts.«

»Du tust grad so, als gäb's da draußen wer weiß wie viele freie Stellen für Goldschmiede, die alle bloß drauf warten, dass ich mich um sie bewerbe. Außerdem sitze ich nicht rum. Ich schufte wie eine Idiotin.«

»Fanny, das meine ich nicht«, sagt sie und schaut mich über den halben Globus hinweg an wie eine ... keine Ahnung. Wie eine Grundschullehrerin.

»Hab ich dir von der letzten Stelle erzählt, auf die ich mich beworben habe? Diese Internet-Trauringfirma?«, fahre ich sie an, viel heftiger, als ich eigentlich will.

»Ja, Fanny, hast du. Das war blöd, aber ...«

»Das war *blöd*?«

Ich schnappe nach Luft. Blöd nennt sie das! Oh, wenn ich nur daran denke! *Trau(m)ringe online* hieß der Laden, bei dem die Kunden allen Ernstes die Möglichkeit hatten, ihre Ringe in einem sogenannten *Trau(m)ringkonfigurator* selbst zu designen. Meine Aufgabe wäre es gewesen, diese Machwerke dann in Gold zu gießen. Als ich dort war und sah, wie ein Dutzend trauriger Goldschmiede in einer riesigen Container-Werkstatt hässliche Schmuckkanten in viel zu dicke Goldreife frästen, beschloss ich, lieber lebenslänglich Fleischpflanzerl mit Kartoffelsalat zu servieren, als mir das anzutun.

»Fanny, das meine ich nicht.«

»Was meinst du denn dann?«, frage ich und starre wütend in die kleine Kamera auf meinem Laptop.

»Du musst endlich mal dein Leben in die Hand nehmen.«

»Ach ja?« Ich funkle sie an. »Nennt man *zufälligerweise mit einem reichen Mann zusammenstoßen* jetzt neuerdings *sein Leben in die Hand nehmen*? Alles, was du in New York hast, hast du doch von Jasper: deinen Job, deinen Friseur, sogar deine neuen Freunde, also tu nicht so!«

Bea wird rot, aber dann findet sie in ihren selbstbewussten Gesichtsausdruck zurück.

»Es geht hier aber nicht um mich.«

Wieso eigentlich nicht? Ich sehe sie an, aber ich sage nichts.

»Es geht um dich, Fanny. So viel Talent auf einem Haufen! Und du vergeudest es, als gäbe es überhaupt keine Möglichkeiten!«

»Es gibt auch keine!«, sage ich trotzig.

»Ach Fanny«, sagt sie.

Sie sieht mich traurig an und ich bekomme sofort ein schlechtes Gewissen. Früher haben Bea und ich uns nie so gestritten. Ganz im Gegenteil: Über die meisten Sachen waren wir fast schon erschreckend ähnlicher Ansicht, und wenn nicht, dann war es uns irgendwie auch wurscht. Aber seit sie in New York ist, ätzen wir uns ständig an. Und insgeheim weiß ich auch, wieso: Weil ich eifersüchtig bin, eifersüchtig und neidisch. Ich hätte auch gern einen Ritter, der auf seinem weißen Klepper um die Ecke getrabt kommt und mein Leben für mich regelt. Leider traben hier allenfalls weiße Opels vorbei, und ihre Halter sind allesamt jenseits der Fünfzig und meist auch der drei Promille. Alle, mit denen ich in der Schule war, sind weg, schon lange. Die Bea in New York, der Max in Berlin ... und die, die noch da sind, sind verheiratet, haben Kinder, Wohnzimmerwände von Möbel Mahler und ein Carport vor dem Haus.

»Tut mir leid, Bea, es ist nur ...«

»Ich weiß«, unterbricht sie mich. »Ich weiß doch.«

Wir schweigen, und mir wird ganz warm ums Herz, weil das Wichtigste im Leben doch ist, dass man sich ohne Worte versteht. Ich meine, ist doch so, oder?

»Und sonst?«, fragt sie mich und schaut mich liebevoll an.

»Ach, Bea. Wenn du wüsstest.«

Und dann ratschen wir.

Eine halbe Stunde später beenden wir das Gespräch, versöhnt, fröhlich, als alte Freundinnen. Während wir uns verabschieden, geht es mir so gut wie schon lange nicht mehr. Doch dann verschwindet Beas Gesicht vom Monitor, und als ich meinen Laptop zuklappe, überkommt mich eine Traurigkeit, die ich bis hinab in die Zehenspitzen spüre.

Ich stehe vom Schreibtisch auf, gehe zum Fenster und sehe hinaus. Zu meinen Füßen liegt der Parkplatz, auf dem man immer noch die Überreste der Dornfelder-Malereien des Teufels von Mingharting sieht. Nach rechts geht es ins Dorf hinein, wo rund um den Maibaum Dorfkirche, Telefonzelle, ein Schaukasten mit den

Gemeindeinformationen und der Edeka versammelt sind. Aber wenn man nach links blickt, wird einem klar, wie fernab von allem Mingharting liegt: Bis an den Alpenrand hin erstrecken sich Hügel und Felder, und wenn an einem Herbsttag wie heute die Sonne scheint, ist es, als ob die Landschaft in tausend Farben glüht, in Gold und Kupfer und Braun. Ich starre auf die Baumgruppe, die sich nicht weit entfernt zwischen den Äckern erhebt, auf die Bank und das Marterl, die darunter stehen. Eine Landstraße schlängelt sich an dem Ensemble vorbei, aber es passiert nur ein paar Mal am Tag, dass man aus der Richtung ein Auto kommen sieht. Darüber ein Himmel, der irrsinnig klar und hell und hoch ist.

Ich seufze und spüre, wie in meinem Hals ein Kloß wächst. Ich meine, das ist meine Heimat, oder? Das alles hier. Und eigentlich mag ich auch die Arbeit im Wirtshaus ganz gern, aber natürlich hat Bea recht, das kann nicht alles gewesen sein. Sieben Jahre ist das jetzt her, dass ich aus Pforzheim hierher zurückgekommen bin, sieben Jahre, die wie im Flug vergangen sind, und in denen ich davon geträumt habe wegzugehen. Ich müsste endlich etwas anfangen mit meinem Leben. Und natürlich muss ich auch endlich raus aus Mingharting, wo die Welt doch irgendwie bloß stillsteht. Aber andererseits – wo soll ich denn hin? Nichts und niemand da draußen wartet auf mich, in New York nicht und in München nicht, und in Bad Tölz leider auch nicht.

Wie immer, wenn ich Trost suche, wandert meine Hand hinauf zu meinem Dekolleté und umfasst den Anhänger, der dort an einer Halskette hängt. Er ist aus billigem 925er Silber, und doch ist er unglaublich wertvoll für mich. Er war eines der ersten Stücke, die ich in meiner Ausbildung selbst entworfen und realisiert habe. Es ist ein ganz schlicht gefasster, ungeschliffener Rohdiamant. Er sieht von außen grün-gräulich und unförmig aus, fast hässlich, und nur, wer sich auskennt, kann ahnen, was in seinem Innern schlummert, was zum Vorschein kommen würde, wenn man ihn aus seiner Kapsel befreien und schleifen würde. Die anderen haben mich für verrückt erklärt, als ich ihnen den Anhänger gezeigt habe. Wie ich nur auf die Idee käme, ausgerechnet einen Diamanten zu verwenden, dem man gar nicht ansieht, dass er einer ist? Aber ich fand, dass doch genau so das Leben ist. Die allergrößten Schätze findet man ja auch immer dort, wo man sie überhaupt nicht vermutet – und die wertvollsten Menschen ohnehin. Das Omilein zum Beispiel: von außen Dörrobst, aber innen ein Herz von einem Menschen und quietschfidel. Oder meine beste Freundin: Dass ich die in einem Derbolfinger Plattenbau finden würde, hätte auch keiner gedacht.

Ich habe so viel ungewöhnlichen Schmuck gemacht. Ohringe in der Form kleiner, goldener Papierschiffchen. Ketten, die aussahen, als bestünden sie aus winzigen Vergissmeinnicht-Blüten. Eine winzige Kassette als Kettenanhänger, inklusive Tonband und drehbarer Bandwickel.

Ich war einmal so kreativ. Und jetzt? Jetzt bin ich nur noch Kellnerin.

Ich stolpere ins Bad und lasse auf dem Weg dorthin meine Klamotten auf den Boden gleiten. Dann stelle ich mich unter die Dusche. Ich drehe den Hahn ganz auf und spüre, wie mir das heiße Wasser über den Nacken rinnt. Die Kette nehme ich nie ab, auch jetzt nicht.

Ich greife zum Duschgel und seife mich ein, wasche mir die Haare, obwohl ich das heute Morgen schon einmal getan habe. Doch dann, plötzlich, drehe ich, statt mein Ritual wie sonst ewig hinauszuzögern, das Wasser wieder ab und mache mich fertig.

Nicht einmal träumen mag ich noch, so entmutigt bin ich.

Es ist halb sechs, als ich die knarrende Treppe hinunter zum Gasthaus tapse. Mein Gespräch mit Bea klingt immer noch nach, aber schon bald läuft das Abendgeschäft, und wie immer am Bratwursttag füllt sich unser Lokal wie nichts.

Mingharting ist ein putziges Örtchen, so klein, dass man sich nicht einmal die Absätze neu besohlen lassen kann, ohne dass sich irgendeiner dazu äußert. Fünfhundert Einwohner, vier Vereine (Schützen-, Burschen-, Fußballverein und Schafkopf-Club), weiß getünchte Häuser mit Geranien vorm Balkon und grün lackierten Fensterläden. Aber am Bratwursttag kommt nicht nur das Dorf, sondern der halbe Landkreis – Großeltern, Enkel, Kinder, eine Geburtstagsrunde, Gemeindebeamte, Ärzte, Bauern. Ich muss mich so sehr beeilen, mit dem Servieren nachzukommen, dass mein Kummer in den Hintergrund rückt. Ich trage Teller um Teller zu den Tischen, zapfe Spezi und Wasser und Bier, kassiere und gebe Zigarettegeld raus, und als der Brunner Adi ein Spassetl über das Trinkverhalten unseres Bürgermeisters macht, da lache ich schon wieder.

Auch das ist etwas, was du als Wirtstochter lernst: Du musst den Kopf immer so schnell wie möglich wieder über Wasser kriegen.

Zwischendurch schaut der Papa vorbei, um sich eine Halbe und zwei Bratwürstel zu holen, die ihm das Omilein mit einem Klacks Develey-Senf und etwas Kraut in eine aufgeschnittene Semmel drückt, und mit denen er gleich wieder in der Scheune verschwindet. Kurze Zeit später huscht die kleine Mercedes herein und will ebenfalls zwei von Omis Spezial-Hotdogs: einen für sich und einen für ihre Mami, und für die gleich noch eine Radler-Halbe. Später dann, als nur noch ein paar Leute vom Gemeinderat am Stammtisch sitzen, flattert auch noch die Mama vorbei, die festgestellt hat, dass sie es ohne Abendessen doch nicht aushält und sich nur noch schnell einen Salat mit Putenstreifen mit nach oben nehmen will, flankiert von einer schön eingeschickten leichten Weißen. Die Omi grummelt, denn Frauen auf Diät sind ihr ein Graus, erst recht am Bratwursttag. Wer nicht essen kann, kann auch nicht lieben, da ist sie sich sicher – eine Regel, die sie durch die Mama direkt bestätigt findet. Was dann doch wieder ein bisschen ungerecht ist. Denn lieben kann die Mama durchaus, bloß halt vor allem sich selbst. Während sie also darauf wartet, dass das Omilein ihr den Salatteller garniert, setzt sie sich in eine ruhige

Ecke und versenkt sich mit mönchischer Ruhe darin, sich die Fingernägel zu lackieren. Dann trägt sie ihr Abendessen mit gespreizten Fingern in den ersten Stock, um bei einer Folge *Sex and the City* oder *Falcon Crest* auf DVD darin herumzupicken.

Es ist also ein Bratwursttag wie jeder andere auch. Es wird spät, die Omi macht den Herd aus, ich bringe den Gemeinderäten noch eine Lage Obstler hinter an den Tisch. Der Huber Sepp nimmt gerade seinen Hut von der Bank und verabschiedet sich, da öffnet sich plötzlich die Tür, und ein hochgewachsener Mann steht vor mir, breitbeinig wie ein Cowboy, aber elegant gekleidet, der Kopf kahl, Verblüffung im Gesicht. Ich starre ihn an, und plötzlich beginnt er zu strahlen – wie ein Kind, das zum ersten Mal in seinem Leben vor einem Weihnachtsbaum steht.

Und dann bricht es aus ihm heraus: »Das ist ja *geil* hier!«